

Die Juden

Von den Karpatenjuden haben wir schon gelesen. Von ihrem Elend haben wir aus dem Buch des französischen Publizisten Albert Londres „Der ewige Jude vor dem Ziel“ erfahren; von ihrem rücksichtslosen Wucher aus dem Buch des ungarischen Vorkriegspolitikers M. Bartha „Im Lande der Chasaren“. Aber die Anschauungen beider Autoren müssen revidiert werden. Der französische Journalist, der die Not der Karpatenjuden untersuchte, glaubte, er sähe ein ausschließlich jüdisches Elend. Er irrte sich; er sah das Karpatenelend. Die Tatsachen aus dem Buche von Bartha aber sind veraltet. Der allgemeine jüdische Wucher ist längst verschwunden, und wir begegnen nur noch seinen Überbleibseln. Jetzt sind es ganz andere, die Wucher treiben, und sie treiben es noch arger und auf gesetzlicher Grundlage.

Egan, der gefährliche Feind der Karpatenjuden, nennt sie Chasaren. Er verfolgt damit ganz offensichtlich die Absicht, die ungarischen patriotischen Juden mögen seine Ausfälle nicht als gegen sich gerichtet empfinden. Die Chasaren, ein tatarischer Stamm, der durch einen Irrtum den mosaïschen Glauben angenommen hat, sind gleichzeitig mit den sieben Stämmen Arpada in Ungarn eingezogen und haben sich an der oberen Theiß angesiedelt; sie bereiten aber den wirklichen Juden nur unverdiente Schande. Ich weiß weder woher Egan und nach ihm Bartha ihre Theorien haben, noch worin sie begründet sind, ich weiß nur, daß zwischen den Karpatenjuden und den anderen osteuropäischen Juden kein Unterschied besteht; und wenn sie keine Juden, sondern Chasaren sind, dann sind es die patriotischen Budapester Bankiers und die Debrecziner Kaufleute mosaïschen Glaubens ganz bestimmt ebenfalls. Aber trotz der politischen Durchsichtigkeit dieser Verwechslung übernimmt ein Teil der tschechischen Journalisten aus den gleichen Gründen die ungarische Terminologie. Sie wollen vor den Prager Juden eine Verbeugung machen, denn diese seien ja alle aus allereinstem aristokratischem spanischem Blut, und es betreffe sie daher überhaupt nicht, wenn die

Karpaten-Chasaren von der Staatsverwaltung noch etwas mehr unter Druck gesetzt werden. Aber wenn die Karpaten-Chasaren noch etwas mehr unter Druck gesetzt werden, ist die Staatsverwaltung daran völlig schuldlos. Weil die Prager Regierung sie braucht.

Die Politik der tschechischen Regierung stützt sich auf die Karpatenrabbiner, und diese können es ganz einfach nicht wünschen, daß ihre Juden noch ärmer werden, als sie es bereits sind.

Eine jüdische Bourgeoisie gibt es kaum auf dem Lande und in den Dorf-Städtchen. Wer reich geworden ist, zieht nach Mukacevo oder auch nach Uzhorod. Die Mehrzahl ist aber schon früher in die Städte des ungarischen Staates abgewandert. Ihre Vermögen sind fast ausschließlich in den vergangenen Jahrzehnten entstanden. Früher einmal ging es ihnen hier gut. Im Karpatenland leben heute unter 709000 Einwohnern 90000 Juden, jeder achte Mensch ist Jude, und es ist begreiflich, daß sie bei ihrer festen religiösen Organisation und ihren Beziehungen und Einflüssen ein erwünschtes Wahlmaterial und einen Agitationskader für die Regierungsparteien darstellen und dargestellt haben. Darum haben sie hier auch einmal eine privilegierte Stellung besessen, die sie äußerst gut auszunutzen verstanden. Die ländlichen Läden und Schenken befanden sich ausschließlich in ihren Händen. Sie pachteten von den Großgrundbesitzern abgelegene Parzellen und Weiden, die sie mit Profit an die Bauern weiterverpachteten, vom Staate nahmen sie Bauarbeiten, die Reparaturen an den Landstraßen und den Materialtransport in Pacht. Sie gaben sich mit dem Geldwesen das heißt mit Wucher ab, der besonders in jenen Zeiten üppig ins Kraut schoß, in denen sich der Schmuggel lohnte und Geld nur tageweise und zu unerhört hohen Zinsen geliehen wurde. Das ganze Gebiet war wirtschaftlich in ihrer Macht, jedermann war von ihnen abhängig, die Bauern arbeiteten bei ihnen ihre Zinsen ab oder nahmen das Vieh der Juden in ihre Herden, und jeder, der sich bei Wahlen oder sonstwo gegen sie auflehnte, wurde unglücklich.

Aber das ist alles einmal gewesen und längst vergangen. Die tschechoslowakischen Behörden sind nur noch auf die Reste des jüdischen Wuchers gestoßen, die mit der Unordnung in den Grundbüchern zusammenhängen. Bei der heutigen Konkurrenz läßt sich schwerlich mit Geld oder Waren Wucher treiben, und Schulden für alkoholische Getränke sind bereits nach den alten ungarischen Gesetzen uneinklagbar. Wenn sich also noch ein geringer Wucher erhalten hat, so läßt sich das in folgenden Worten ausdrücken: „Ich werde diese Sache für dich bei den Ämtern abrennen“, das bedeutet so viel wie: Ich laß mich für deine Angelegenheit aus zehn verschiedenen Kanzleien zehnmal hinauswerfen, aber schließlich ergatterte ich dir doch die Bewilligung, den Steuerrekurs, die Unterstützung, die Militär- oder Invalidenrente. Für die Hälfte? Oder ein Viertel? Oder für die erste Rate? Oder für die halbe? Ich laß nach. Ich besorg dir auch in der Stadt Waren, an denen ich einige zehn Heller verdiene, ich einige mich mit deinem Advokaten, mit dem ich mich selbst ausgleichen werde, ich bring dich zum Arzt, der dafür meine Frau umsonst untersucht.

Einst hat die jüdische Bourgeoisie das ganze Land mit Hilfe von Schnaps und wirtschaftlicher Macht beherrscht und ausgebeutet. Dennoch ist das hiesige Volk niemals antisemitisch gewesen. Nicht einmal heute ist es das, wo der Antisemitismus im Westen entweder schon längst überwunden ist, oder neue, nicht religiöse Formen angenommen hat. Hier hat es keine Pogrome gegeben, wie sie im benachbarten Polen, in Rumänien und Rußland getobt haben. Das hiesige Volk, bisher noch ein Hirten- und Bauernvolk, ist in seiner Entwicklung immer noch nicht auf jene Stufe gelangt, wo es sich mit den Juden in einem Konkurrenzkampf befinden könnte; so ist das Stadium des Antisemitismus noch nicht herangereift. Der Jude war unentbehrlich und es gab keinen Ersatz für ihn. Er war der einzige wirtschaftliche Organisator. Der einzige Finanzier. In der allgemeinen Unwissenheit stellte er wenigstens einen wirtschaftlich informierten Menschen dar. Man brauchte ihn. Und wenn man ihn auch häufig beschimpfte und sich während der Winterabende gerne Märchen von Räubern erzählte, die den Juden den Garaus gemacht hatten (aber mit dem gleichen Lustgefühl erzählte man

sich auch Geschichten von der Ermordung christlicher Herren), und wenn man ihn auch wegen seiner seltsamen Gewohnheiten auslachte, ging man weiter zu ihm: nach Arbeit, nach Land, das man pachten wollte, nach Geld, nach Ware, nach Schnaps und auch um einen Rat. Seinen Rat achtete man höher als den des Pfarrers oder den der eigenen Intelligenz, die allzu abstrakt sprach oder doch eine Sprache, die sich bestenfalls für den Sonntagvormittag eignete. Und so ist es auch heute noch. Erst die erste junge Generation der ruthenischen Intellektuellen wird in einen Konkurrenzkampf mit den Juden geraten; sie wird sich in einen Existenzkampf mit den jüdischen Advokaten und Ärzten verwickeln, und die tschechischen Kaufleute und Gewerbetreibenden, die sehr gern die Juden auch aus den Positionen verdrängen würden, die sie noch innehaben, beschleunigen es, indem sie den ausgelaugten und seiner Kraft schon beraubten Antisemitismus auch hierher bringen. Der Versuch mit der bewährten Sensation des Christenbluts war im Karpatenland zu ihrem Erschrecken schon halbtot - er versagte völlig und hatte rein gar nichts von seinem alten traditionellen Ruhm mehr an sich. Vielleicht haben sich die griechisch-katholischen Geistlichen und die rechtgläubigen Popen ein wenig darum verdient gemacht, daß es hier niemals einen antisemitischen Kampf mit religiösen Schlagworten gegeben hat. Der Jude war schließlich der einzige Mensch in der Gemeinde mit einer europäischen Wohnung und der einzige zivilisierte Mann, mit dem man sich unterhalten und Kalaber* spielen konnte. Auch beteiligten sich die Pfarrer und Popen sehr gern an seinen geschäftlichen Unternehmungen.

Jetzt sind die Karpatenjuden auf dem Lande in ihrer überwiegenden Mehrheit ein arbeitendes Element. Sie sind unbedeutende Krämer und Gewerbetreibende, befassen sich mit kleiner Feldwirtschaft, arbeiten auf Bauten und im Transportwesen, und solange die Sagen in Betrieb waren, haben sie auch dort gearbeitet. Vor der Schmiede überrascht euch Unwissende eine Bar-Kochba-Gestalt** in Lederschürze mit dem Schmiedehammer - und Pejes.

Die Geschäfte gehen nicht. Nicht allein deshalb, weil keiner Geld hat. In allen größeren Städten richtete die Legionärsgenossenschaft große

Verkaufshäuser mit modern ausgestatteten Schau-

** Ein Kartenspiel*

*** Anführer der Juden in dem Aufstand gegen das Römerreich 132—135 n. Chr.*

fenstern und wohlversorgten Lagern ein, die sogar recht geschickt geführt sind und denen man jetzt auch noch Konfektionsabteilungen angliedert; sie ziehen alle Kundschaft zu sich heran. Eine andere Zeit, ein anderer Geschmack und eine andere Kapitalsanlage. Die konservativen jüdischen Läden aber, deren gesamte Waren du für dreihundert Kronen kaufen und auf dem Rücken forttragen könntest, gehen ein. Der jüdische Handel besteht nur noch darin, daß einer beim anderen Schulden macht und einer den anderen pfänden läßt. Die Bettler und Schnorrer nehmen von Tag zu Tag zu, sie klappern ihre Glaubensgenossen ab und verlangen mit sicherer Selbstverständlichkeit kein Almosen, sondern ein Geschenk.

Die Karpatenjuden arbeiten und haben Sorgen. Sie laufen stets aufgeregt durch die Stadt oder stellen vor ihren Läden; ihre nervösen Gesichter sind finster, von ewigem Überlegen angespannt. Sie zeigen die Tendenz, jeden Augenblick einen Mundwinkel und einen Nasenflügel herabzuziehen und mit einem Auge zu blinzeln, als wollten sie sagen: „Lohnt denn das überhaupt?“ oder: „Es geht so, aber es geht auch anders!“ Das ist aber nur am Alltag. Am Freitagabend, einige Minuten bevor am Himmel die drei Sterne aufgehen, werden ihre Gesichter glatt. Es sind dann ganz andere Gesichter; Ruhe und Frieden liegt auf ihnen. Die Fenster der Häuschen strahlen mit ihren kleinen weißen Gardinen, und innen werden die kleinen Kerzen angezündet. Viele Kerzen in Leuchter gesteckt oder, wenn es diese nicht gibt, auf eine umgedrehte Fischkonservendose geklebt; für jedes Familienmitglied eine Kerze; für jedes lebende und für jedes verstorbene. Der Tisch ist weiß gedeckt, auf ihm liegt das in ein weißes Tuch gehüllte Schabbesbrot aus Weizen. Denn wenn die drei Sterne aufgellen, bricht die Welt des Schabbes an. Dann setzen sich die Männer mit ihren Hüten und die Frauen mit ihren guten Kleidern zu Tisch und essen verschiedene kleine Fischarten, mit denen man Gott den Herrn an diesem Tage am allerbesten ehrt und deretwegen man sich an den Flüssen von den Gendarmen und den tschechischen Mitgliedern

der Angelvereine verfolgen läßt. Aber Wein, mit dem man auch dem Herrn dient, gibt es heute nicht, es gibt oft nicht einmal frische Fische, nur eingesalzene; aber vielleicht hat es für ein Stückchen Kalbsbrust gereicht; denn die Rückenteile vom Kalb sind unrein: trefe. Während die anderen essen, singt der Vater, sich auf dem Stuhl hin- und herwiegend und die Arme ausstreckend, ein frohes Lied, um dem Ewigen zu danken. Die kleinen Kerzen brennen ganz herunter. Denn es ist Schabbes, heute darf weder der Jude noch irgend jemand aus seiner Familie arbeiten, nicht einmal sein Pferd oder sein Wagen; und Kerzenauslöschern ist Arbeit. Sie gehen zeitig schlafen, denn heute ist es gut, der Ehefrau, sich selbst und damit auch Gott eine Freude zu bereiten. Morgen werden sie den langen schwarzen Kattun anziehen, sich die mittelalterliche mit Pelz verbräunte Samtmütze auf den Kopf setzen, den Ritualschal um die Schultern schlingen und in die Synagoge gehen. Wenn sie wieder herauskommen, werden sie mit langsamen Schritten, die völlig anders als die alltäglichen sind, durch die Stadt lustwandeln und sich mit gewichtigen, fröhlichen Gesichtern grüßen: „Git Schabbes!“ Heute dürfen sie das Gebiet der Gemeinde nicht verlassen, dürfen weder Stock noch Taschentuch tragen, dürfen weder ihr eigenes noch fremdes Geld anrühren. Heute gibt es keine Sorgen, heute ist es verboten, an Geschäfte zu denken; die Gesichter können ruhig sein, die Verstandesmaschine ist ausgeschaltet. Heute darf man nur an Gott den Herrn denken, der sein Volk zwar straft, der es aber niemals untergehen läßt, der bessere Zeiten schenkt und der bald, sehr bald, den Messias schicken wird. So lebt die städtische jüdische Familie, die auf der Hauptstraße ein Holzhäuschen mit einem Garten besitzt, die sich noch gut kleidet und die keinen jüdischen Schnorrer mit leerer Hand von ihrer Tür ziehen läßt.

Ich wohne in der Bezirksstadt bei einem jüdischen Schuster in einem reinlichen europäischen Zimmerchen. An den Türpfosten des Hauses, der Küche und des Schusterkammerchens sind in Mannshöhe Gehäuse aus Blech schräg angebracht: die Mesusse. Nur an der Stalltür und an meiner Tür fehlt sie. Dort haust das Vieh, hier die Gojim. „Was ist in der Mesusse?“ „Die zehn Gebote Gottes“, sagt

euch jeder Karpatenjude. Aber das ist nicht wahr. Drinnen befindet sich das Gebetbuch, der Vertrag mit Jehova, und es läßt sich schwer sagen, warum sie dies so geheimhalten. „Israel, ehre den Ewigen, deinen Gott, der einzig ist. Gelobt sei sein Name, seine Macht und sein Königreich über alles und in Ewigkeit. Du sollst den Ewigen, deinen Gott, von deinem ganzen Herzen, mit deinem ganzen Gemüt und mit deiner ganzen Kraft lieben. Diese Worte, die ich heute zu dir spreche, sollen in dein Herz eingegraben sein. Pflanze diese Worte in das Gedächtnis deiner Kinder ein und rede zu ihnen davon, ob du zu Hause sitztest, über Straßen wanderst, im Liegen und im Stehen. Und sinne über diese Worte nach. Und du sollst sie immer vor deinen Augen und in deinem Gedächtnis haben. Und schreibe sie an die Wand und an die Türe deines Hauses. Und deine Kinder, die auf dem Fußboden der Stube spielen, sollen davon durchdrungen sein, denn der Ewige hat ihren Vater beschworen, ihnen diese Worte zu geben, um auf Erden auszuharren und den Himmel zu erwarten.“

Mein Hauswirt ist vierzig Jahre alt. Er trägt einen langen Bart, doch seine Pejes sind winzig; er besitzt weder Kaftan noch Schabbeskäppchen, denn als er vor den Russen flüchtend aus dem Kriege heimkehrte, fand er ein ausgeraubtes Häuschen vor, und neue konnte er sich nie mehr kaufen.

Meine Hauswirtin arbeitet schwer vom Morgendämmern bis tief in die Nacht hinein: in Garten und Haushalt, und auch die Kuh im Stall versorgt sie. Sie haben vier Kinder. Maschele, das heißt Marie, ist ein hübsches rassiges siebzehnjähriges Mädchen, das die letzten Jahre auch in die tschechische Schule gegangen ist. Sie kann ein wenig Maschinennähen, aber nur ein kleines bißchen, und verdient mit ihrer Arbeit kaum soviel, um sich Kleider, Strümpfe und hübsche Schuhe kaufen zu können (Bata-Schuhe selbstverständlich, nur um Himmelswillen keine vom Vater). Der sechzehnjährige Bondy, das heißt Benjamin hat die tschechische Bürgerschule mit ausgezeichnetem Erfolg absolviert. Jetzt sucht er bereits ein Jahr lang einen Posten im Geschäft oder bei einem Advokaten. Er schreibt Stellengesuche, fährt umher und sucht. Weil er aber für den Winter warme Kleidung braucht, fährt er jetzt bei Morgengrauen mit einem Lastwagen (der

Chauffeur ist sein Freund und nimmt ihn mit) fünfzig Kilometer weit bis nach Chust, wo er auf einem Bau Hilfsarbeiten verrichtet. Nachts kehrt er zerschlagen heim und rechnet nach, wann er diese Plackerei wieder aufgeben und von neuem einen Posten suchen kann. Da er aber kein gewöhnlicher Tagelöhner, sondern ein aristokratischer Jude ist, hat er sich aus schadhafte Gummireifen für seine Hände eine Schutzhülle gegen die rauhen Ziegel angefertigt. Die elfjährige Jentele, das heißt Henriette, ist ein stilles blutarmes Kind mit stockdürren Beinen. Sie ist schwerhörig und kommt in der tschechischen Schule schlecht voran. Den ganzen Tag hilft sie der Mutter, scheuert den Fußboden, wäscht und bügelt, stopft und flickt und trägt Wasser in den Stall. Mordche, das heißt Mordechai, ist gerade fünf Jahre alt geworden. Doch er geht schon ein halbes Jahr in die jüdische Schule, wo er das hebräische Alphabet Alef Bes lernt. Daheim buchstabiert er laut aus den hebräischen Büchern. Er ist sehr blaß, hat ein unkindliches Gesicht, und in seinen Augen liegt ein gesammelter Blick. Er weint viel und anhaltend und will außer unreifem Obst aus dem Garten nichts essen. Tschechisch versteht er noch nicht. In der Familie wird jiddisch gesprochen; denn auch die Eltern verstehen kein Tschechisch.

Mein Hauswirt heißt Abraham Herskovic-Alter, und mühelos werdet ihr ihn unter diesem zweiten Namen finden. Der Name Alter ist sehr schön.

Im Leben der frommen chassidischen Juden gibt es tragische Augenblicke — und deren nicht eben wenige -, in denen es ihnen gestattet ist, ihren Ewigen hinters Licht zu führen. Der jüdischen Mutter Esther Herskovic aus Kelecín sind zum Beispiel hintereinander mehrere neugeborene Kinder gestorben. Jetzt hat Gott sie zum Trost mit einem Sohn beschenkt, den sie Samuel genannt hat. Der kleine Sammi kränkelt aber. Es helfen ihm weder Kräuter und Umschläge noch Gebete, und das Mutterherz bebt in verzweifelter Angst, daß Sammi seinen kleinen Brüdern folgen wird. Sie geht zum Rabbiner, faltet die Hände, aber so daß die Finger nicht das Zeichen des Kreuzes bilden: „Rabbi, tu ein Wunder!“ Der Rabbiner fährt von unten her mit langen Fingern durch seinen grauen Bart. Er denkt nach. „Drei Kinder sind dir gestorben? Und dies ist ein Sohn? ... Ja, das ist

erlaubt." Und er tut ein Wunder. In der Synagoge führt er über dem Kinde eine Zeremonie aus. Er nimmt ihm den Namen, und das ist das gleiche, als habe er seine Seele genommen. Und er gibt ihm einen anderen Namen, und das ist das gleiche, als habe er ihm eine neue Seele gegeben. Der Sohn heißt nicht mehr Samuel, sondern Abraham. Inzwischen hat sich aber die Zeit erfüllt, und Gott der Herr nickt dem Todesengel zu: „Die Zeit des Kindes Samuel, des Sohnes von Chaim Herskowic ist abgelaufen. Geh und bringe ihn mir!" Der Todesengel fliegt also auf den weichen Flügeln der Nacht nach Kelecin und geradewegs zu den Herskowics... Samuel Herskowic? Wo ist hier ein Samuel Herskowic? Hier gibt es keinen. Er fliegt durch das ganze Dorf, und er findet ihn nicht und kehrt zum Herrn zurück: „Herr, in Kelecin gibt es kein Kind mit dem Namen Samuel Herskowic. In deinen Büchern muß ein Fehler sein." Adonai lächelt freundlich. Er lächelt über das Mutterherz und über sein schlaues Volk. Unten sitzt die Mutter über ihren kleinen Abraham gebeugt und singt ihm ein Wiegenlied: „Schlaf, mein Kindchen, schlaf, mein Söhnchen, Dulinka, Dulu!" Und sie bebt in leisem Lachen und Weinen. Solche durch ein Wunder geretteten Kinder tragen dann ihr ganzes Leben hindurch den Namen Alter: „Alt soll er werd'n!" Und mein Hauswirt Abraham, früher einmal Samuel Herskowic, ist so ein Alter.

Es geht ihm elend. Vierhundert Kronen verdient er monatlich, manchmal vierhundertfünfzig, das kommt aber sehr selten vor, und wenn der Mensch davon dem Staate Steuern und der Gemeinde Kultussteuern zahlen muß, ist es wirklich schwer, eine sechsköpfige Familie zu ernähren. Jetzt im August essen sie, was der Garten liefert:

Maiskolben, die über starkem Feuer geröstet werden, Bohnen, Mohren, Kartoffeln mit Tomatensauce, etwas Obst und am Schabbesabend ein Stückchen Kalbfleisch. Aber so ist es gerade nur im August, im Monat der Fülle.

Bata ruiniert ihn, denn er hat hier ein Geschäft mit einem großen Schaufenster eröffnet. Die Landbevölkerung lässt langsam das Opankentragen und kauft sich Neunzigkronen-Schuhe von Bata. Es ist noch ein wahres Glück, daß die Eisenbahnlinie in der einen Richtung vierundfünfzig Kilometer und in der anderen fünfundvierzig Kilometer entfernt ist

und daß darum viele Autos und Autobusse vorüberkommen. Mein Hauswirt kauft alte Autoreifen, die er als ganze Sohlen oder Flicker auf die durchgelaufenen Opanken nagelt. Er macht auch neue Opanken daraus, unförmige, häßliche Dinger. Für alle Liebhaber der hiesigen Trachten, die auf den Sohlen der Karpatenbauern die Reklamebuchstaben von Dunlop und Continental lesen müssen, sicherlich ein Schrecken. Doch diese Opanken sollen gut und dauerhaft sein, sie sind schließlich das einzige Erzeugnis, bei dem Bata die Konkurrenz von Abraham Herskowic nicht aushält. Mein Hauswirt fertigt auch Siebe an, doch auf dem letzten Jahrmarkt hat er nur zwei Stück zu je acht Kronen verkauft. Die Bauern, die über die niedrigen Preise entsetzt waren, hatten auf den Verkauf ihres Viehs verzichtet, und es in die Berge zurückgetrieben. Sie besaßen kein Geld.

Ich pflege in seine Werkstatt zu gehen und mich mit ihm zu unterhalten.

„Schalom alechem, Meister, was gibt es Neues?" Bauern, Frauen und Burschen kommen in die Werkstatt, und man kann viel von ihnen erfahren. Barfüßig sitzen sie auf der Bank wie auf einer Hühnerstange und warten, bis ihre Bestellung fertig ist: ein Flicker aus altem Leder oder eine Sohle aus Autoreifen. Doch sie haben kein Geld. Kunde und Lieferant sehen einander traurig an, und der Preis von zwanzig Hellern wird im voraus festgesetzt. Wenn es sich um einen Flicker handelt, wird man gewöhnlich einig, geht es aber um eine ganze Sohle, einigt man sich gewöhnlich nicht.

Wenn keine Kunden da sind, sitzen wir auf den Schusterschemeln einander gegenüber und philosophieren. Unser Jiddisch ist dem Deutschen angepaßt, und wir verstehen uns ausgezeichnet.

„Ist es wahr, daß einer auf den Mond fliegen wollte?" Hier in der Bezirksstadt mit einigen tausend Einwohnern kann man überhaupt keine Zeitung kaufen, und mein Hauswirt liest auch keine. Aber es ist das Zeitalter der Stratosphärenflüge, und die Kunde davon ist auch bis hierher in die jüdische Gemeinde gedrungen. Ich erzähle was ich weiß. Mein Wirt lächelt mich freundlich an. Er besitzt mir gegenüber wirklich eine furchtbare Waffe: ein nachsichtiges und liebenswürdiges Lächeln über all den Aberglauben und Unfug, an den ich glaube. „Sie glauben auch,

daß sich die Erde dreht?" Bei solchen Gelegenheiten entdeckt man geradezu beschämende Lücken in seinem Wissen. Ja, irgendwo in Frankreich — oder war es gar nicht in Frankreich? — hat es einen Kirchturm gegeben, und ein berühmter Mann hat dort ein Pendel herabschwingen lassen, und das hat irgendwelche Striche in Asche gezeichnet... Aber wo und wann und wer das gewesen ist... Ist es mir denn auch jemals in den Sinn gekommen, daß ich einmal in eine Diskussion über die Rotation der Erde geraten würde! Ich erkläre also, so gut ich's grad kann. Mein Hauswirt sieht mich mit durchtriebener Höflichkeit an. „Sie glauben auch, daß die Erde rund ist?" Die Primanerbeweise von dem Schiff am Horizont bis zum Erdschatten auf dem Mond fallen mir schon leichter. Auf den Lippen des Meisters erscheint ein Lächeln. „Da müßten die Häuser doch aber umfallen." Gerade beweise ich, warum sie es nicht tun müssen, da betritt der sechzehnjährige Bondy, der die tschechische Bürgerschule mit ausgezeichnetem Erfolg absolviert hat, die Schusterwerkstatt. Er wechselt mit dem Vater einen flüchtigen, belustigten Blick. „Ja, ja, das hat man uns auch in der Schule gelehrt." Er lächelt wie sein Vater.. Doch weil er sieht, daß die Debatte zu keinem Ergebnis führt, geht er wieder fort. „Wovon kommt das Erdbeben?" Wie sind doch gleich die entsprechenden Theorien? Wieder bin ich unsicher und habe so ein ähnliches Gefühl wie in den entfernten Tagen, als der Erdkundeprofessor mit seinem kleinen Notizbuch und einem winzigen angeknabberten Bleistift drohend über uns stand. „Nun, wovon kommt das Erdbeben also?" will ich mir mit einem bekannten Trick aus der Patsche helfen. Der Meister legt mit ernster Miene seine Ahle beiseite, läßt den steifen Draht hängen und gibt, mit dem Zeigefinger nach mir pickend, jedem seiner Sätze einen dogmatischen Nachdruck. „Die Erde steht auf dem Wasser. Im Wasser ist ein großer Fisch, und wenn der Fisch seine Schwanzflosse bewegt, ist Erdbeben." Aha, so ist das also! Wo in aller Welt hat man nur in dieser Gegend den assyrisch-babylonischen mythischen Fisch hergenommen? Der ist selbstverständlich über den Talmud hergeschwommen. „Das muß doch ein sehr großer Fisch sein!" „Ist es

auch."

„Hören Sie, Meister", sage ich, „aber in Kolocava war es anders mit dem Erdbeben. Don erzählten mir die Bauern, daß zwischen Chust und Kolocava eine riesige, ein Kilometer lange Schlange unter der Erde entlanggekrochen wäre. Tschechische Ingenieure seien dort gewesen mit rotweißen Stangen, Ferngläsern und Rechenschiebern. Sie hätten die Schlange beobachtet und genau gewußt, wie tief und an welcher Stelle sie sich gerade befände. Bei Kolocava hätten sie einen Ort errechnet, wo sie aus der Erde hervorkriechen würde und Artillerie und Infanterie herbeigerufen, um die Schlange kaputtzuschießen, sobald sie den Kopf aus dem Loch herausstreckte.

In Sinevir fand sich auch ein alter Mann, der so ein Schlangenschießen bereits in Polen erlebt hatte. Als ich es nicht glauben wollte, sagte man mir, daß diese Kommission von Hunderten von Menschen gesehen worden wäre, und als ich weiter fragte, wovon sich denn die Schlange am Leben gehalten habe, wurde mir zornig zugerufen: „Die Erde, die alle Menschen und alles Vieh ernährt, soll ausgerechnet eine Schlange nicht ernähren können?" Diese Antwort gefiel mir sehr. Doch die Schlange ist verschwunden, ins Meer gekrochen. Was halten Sie davon?"

„Bauern... Bagäni* ... Was verlangen Sie von denen? Bagäni glauben allen Unsinn." Dann fragte er nachdrücklich und stach zu jedem seiner einsilbigen Jargonworte mit seinem Zeigefinger nach mir: „Wie ... alt... ist... die Welt?"

„Aufs Jahr genau weiß es keiner." Durchtrieben lächelte er, zwinkerte mit den Augen und pochte mit dem Finger an seine Brust: „Wir wissen es!" Wahrhaftig: 5691 Jahre.

Dann fragte er fast nebenbei: „Ist es wahr, daß Sie Wasserschlängen, Frösche, Krebse und Schnecken essen?"

Dies fragte er in einem Ton, als sei er wieder in seine Arbeit vertieft, über die er absichtlich seine Augen gesenkt hielt. Er wollte mich nämlich unter keinen Umständen beleidigen.

Es war die eigenartige Zusammenstellung dieser Untiere, die mich so durcheinander brachte, daß ich beinahe losgelacht hätte. Aber ich faßte mich noch rechtzeitig. „Gewiß Meister, das essen wir." Sagt selbst, kann man von solchen Menschen etwas ver-

langen? Kann man von ihnen nur eine Spur menschlichen Urteils, ein bißchen gesunden Menschenverstand erwarten? Versteht mich recht: ich meine Menschen, die, verzeiht mir, Frösche, Schlangen, Schnecken und Krebse fressen!

Jede Polemik ist aber nützlich und jede Skepsis fruchtbar. Abends beim Einschlafen gingen mir folgende Gedanken durch den Kopf: Wer garantiert * **Bagän, Mehrzahl Bagäni = russisches Schimpfwort für Landbevölkerung**

mir denn dafür, daß meine elektrodynamische Theorie vom Erdbeben nicht der gleiche Unsinn ist wie die Fischtheorie von Abraham Herskovic und die Schlangentheorie der Bauern aus Kolocava?

Auf dem Bahnhof von Volove mußte ich ziemlich lange auf den Voloveer Autobus warten. Weil wir im Warteraum wenig Menschen waren, setzte sich ein Jude zu mir auf die Bank, ein wunderschöner Jude mit einem Bart so rostbraun wie ein Eichhörnchen, nicht jung, nicht alt, grad in den besten Jahren, wie man so sagt. „Darf ich fragen, wo der Herr hinfährt? Darf ich fragen, wo der Herr her ist? Geschäftlich, bitte?“ Es war nicht einmal das schlimmste Deutsch, in dem wir in ein Gespräch gerieten, das die lange Wartezeit verkürzte.

Er schilderte mir das jüdische Elend: Getreide geht nicht, Vieh geht nicht, Kolonialwaren gehen nicht, weil es nirgends einen Kreuzer Geld gibt. Es gibt nichts zu essen, kleine Kinder haben nichts zu essen, und das Herz würde dem Herrn brechen, wenn er es sehen müßte. Schnorrer werden wir alle und von Haus zu Haus ziehen ... ach... ach... gerechter Gott!

Ich sagte zu ihm: „Lohnt es sich denn wirklich, die Nationalität um einen solchen Preis zu wahren?“ Er wurde ganz erregt, erhob sich sogar von der Bank. „Wir sind kein Volk, wir wollen kein Volk sein, das trägt uns nur neue Feindschaft unter den Völkern ein, wir wollen nur unserem Gott dem Herrn dienen, nichts anderes.“

„Warum quält er euch also?“ „Gesündigt haben wir.“ „Wodurch?“

„Das Kalb haben wir an seine Stelle gesetzt.“ „Ist dieser Herr so nachtragend, daß er es euch bis jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, immer noch nicht vergeben kann?“

„Seit jenen Zeiten haben wir viel gesündigt, und

wir sündigen immerfort, wir sündigen und sündigen!“ Das sagte er voller Leidenschaft. „Wie lange wird er euch noch strafen?“ Seine Augen loderten auf: „Nicht lange mehr!“ „Kommt der Messias?“ „Er kommt bald.“

„Und was geschieht, wenn er nicht kommt?“ „Wir sind das auserwählte Volk. Für unseren Gott tun wir alles. Er allein ist es wert.“ Sie sind Anhänger einer Sekte: der Chassidim. Sie sind angefüllt von der Gnade Gottes und fühlen sich als Nachkommen von Judas Makkabäus. Sie bekennen sich zur Lehre des Propheten, des gerechten Beschützers der Unwissenden aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, Israel Baal Sehern von Berditschew, der hier Baal Sehern Tow heißt, was Gutsein bedeutet. Sei nicht traurig, Israel, denn du bist das auserwählte Volk und die ändern stehen unter dir. Glaub den Rabbinern nicht, Israel, und glaub nicht an ihre Bücher und an den Talmud. Sei gut, Israel, häufe kein Geld an und wasche dich oft, liebe deinen Herrn, Israel, und verehere ihn mit Fröhlichkeit, Wein, Tanz, Gesang und Festen! Aber schwer ist's, den Herrn mit Wein zu verehere und im Karpatenland fröhlich zu sein. Und so ist von Baal Sehern nur das Tanzen beim Gebet und eine verhältnismäßig größere Sauberkeit als bei den polnischen Juden übriggeblieben. Baal Sehern nahm den Kampf gegen die Rabbiner auf, und bei seinen Enkeln Dob Beer, Rabbi Mendel und Rabbi Maltsh erreichte dieser Kampf seinen Höhepunkt. Aber diese waren selbst schon wieder Rabbiner geworden. Wie auch in so vielen anderen Religionen.

Heute beherrschen die Rabbiner diese Bewegung vollkommen. Die Chassidim gehorchen ihnen blind. Wenn jemand dem Rabbiner meldet, daß ein jüdischer Bursche und ein jüdisches Mädchen abends ohne Begleitung der Eltern spazierengegangen sind, oder wenn der Rabbiner erfährt, jemand sei „in den Schabbes gefahren“, das heißt erst in die Gemeinde zurückgekehrt, nachdem am Himmel bereits die drei Sterne aufgegangen waren, straft der Rabbiner den Vater mit wochen- oder monatelangem Geschäftsboykott, und keiner aus der Gemeinde wagt es, dieses Verbot zu übertreten. Als ich mir die Herrschaft der Rabbiner näher ansah, war ich mir lange nicht darüber klar, ob es sich hier um beschränkte Fanatiker handelt,

die seit ihrer Kindheit bis über die Ohren in den schönen und ungestümen Märchen und Weisheiten ihrer mittelalterlichen Bücher vergraben sind oder um sehr große Nutznießer. Solange ich nur sah, wie gelehrt sie auseinandersetzen, um welche Stunde und Minute bei bewölktem Himmel der Schabbes anfängt, wie weit und bis zu welcher Zaunlatte der Jude am Schabbes aus der Gemeinde hinausgehen und ob und wann am Schabbes wenigstens der Wagen oder die Hacke des Juden arbeiten darf, solange ich nur sah, wie ernsthaft sie an die Untersuchung gingen, ob ein Huhn richtig geschachtet worden war oder ob ein Korn im Kröpf getroffen wurde, das Tier also vergraben werden mußte, solange ich nur hörte, daß sie verboten zu glauben, daß sich die Erde dreht, war ich bereit, sie für Fanatiker zu halten. Als ich aber ihren maßlosen Haß gegen den Zionismus erkannt hatte und sah, wie mitleidslos sie ihre Gläubigen erpreßten, neigte ich zur letzteren Ansicht. Ich konnte nicht glauben, daß man den Zionismus deshalb verdammen muß, weil Menschen mit schwachem Glauben den Messias aufgeben und weil sie, indem sie nicht mehr auf ihn warten, ein Königreich errichten, das von dieser Welt ist. Wirklich: Wie sollten die Rabbiner auch ihren Töchtern eine Mitgift von Hunderttausenden geben, wie sollten sie selbst nach Karlovy Vary fahren können, wenn ihre Schäfchen ins neue Zion flüchteten? Schließlich bin ich zu einem Kompromiß gelangt. Sie sind beides zugleich: Fanatiker und Nutznießer.

In dieser Gegend ist das Judentum eine sehr teure Angelegenheit. Mein Hauswirt, der vierhundert Kronen monatlich verdient, zahlt dem Rabbiner für sein Holzhäuschen zweihundert Kronen jährlich Kultussteuer; für das Ritualbad für seine Frau und sich selbst monatlich sechsundzwanzig Kronen. Ein Kilo Kalbsbrust kostet ihn zwei Kronen mehr als jeden anderen, denn das Tier muß rituell geschächtet sein, und das unsaubere Rückenstück wird den Gojim sehr billig verkauft. Den Liter Milch kauft er um vierzig Heller teurer, weil das Melken unter jüdischer Aufsicht vor sich gehen muß, damit niemand mit Händen, die von Schweinefett verunreinigt sind, das Kuheuter berührt. Für das Schächten eines Huhns berechnet ihm der Schächter zwei Kronen, aber außerdem muß man ihm noch dankbar sein, denn wenn es

dem Schächter einfällt, irgendwelche Mängel am Geflügel zu finden, kann er die ganze Kultusgemeinde in Verzweiflung bringen. Außerdem kommt auch noch alle Augenblicke der Sohn des Rabbiners in seinem Seidenkaftan und Samthut an, um in Begleitung eines Glaubensgenossen für irgendeinen Wunderrabbi oder einen unbekanntem Armen zu sammeln, und die jüdischen Bettler geben einander die Türklinke in die Hand. Wenn mein Hausherr morgens, in seinem gestreiften Gebetschal gehüllt und sich hin- und herwiegend, mit seinem Gott redet, rinnen erbsengroße Tränen über seine Wangen. Woher nehmen? Wovon leben? Werden sie etwa alle selbst noch zu Schnorrern? Doch den Rabbiner bezahlt er. Wirklich: woher nehmen und wovon leben? Früher hat man Geld ausgeliehen. Heute leihen die Legiobank, die Slowakische Bank, die Donaubank. Früher hat man Geschäfte gemacht. Heute macht nur die Legionärsgenossenschaft Geschäfte. Früher hat man geschustert. Heute macht nur Bata Schuhe. Neue Herren sind gekommen, und die haben gesagt: „Wir gestatten es den unreinen Chasaren nicht mehr, das arme ruthenische Volk auszubeuten. Ab heute werden wir es selbst ausbeuten.“

Mit dem jüdischen Wohlstand ist es im Karpatenland vorbei. Nur der Wohlstand der Rabbiner ist übriggeblieben. Und denen, so scheint es, ist es gleich, ob ihnen ihre Untertanen Christenhaut liefern, die den Ruthenen abgezogen ist, oder Judenhaut, die sie aus sich selbst herausgeschunden haben. „Für unseren Gott tun wir alles, er allein ist es wert“, sagte der Jude aus Volove.

Die neuen tschechischen Herren verbünden sich mit den Rabbinern, denn die Rabbiner haben Macht, sie disponieren über Zehntausende von Wählerstimmen und ihre Gläubigen tun politisch das, was ihnen befohlen wird. Für diese Hilfe treten ihnen die Regierungsparteien einen Teil ihres Profits ab: sie gestatten ihnen, das jüdische Schaf zu scheren, das sie sonst selbst geschoren hätten. Und gerade deshalb werden die Karpatenchasaren von der Staatsverwaltung nicht noch mehr unter Druck geesetzt, wie sich dies ein Teil der tschechischen Presse wünscht. Ihre Rabbiner können sie nicht noch ärmer gebrauchen, als sie schon sind.

Dies hier aber ist ein Teil des Hochzeitsgutes, das die Rabbiner in die politische Ehe mit den neuen tschechischen Herren eingebracht haben: Die jüdischen Kinder gehen nicht in die ruthenischen Schulen, sondern in die tschechischen, die ohne sie nicht existieren könnten. Zeitweilig machen sie dort mehr als neunzig Prozent der Schülerschaft aus. In der Klasse, die unsere Jentele besucht, sind sechszwanzig von achtundzwanzig Schülern Juden, und die tschechischen Lehrer titulieren sich gegenseitig scherzweise: „Du Malamet!“ was soviel wie: „Du Judenlehrer“ bedeutet. Die jüdischen Jungen gehen auch noch in die jüdische Schule, sogar schon mit fünf Jahren oder, wie unser kleiner Mordche, sogar noch früher. Magere, blutarme Buben mit alten Gesichtern und einem gesammelten Ausdruck in den Augen pilgern morgens vor sechs Uhr schon zur jüdischen Schule und von hier um acht Uhr geradewegs in die tschechische Schule. Gegen Abend, wenn die anderen Kinder in der frischen Luft herumspringen, sind die jüdischen Buben wiederum in der Schule und auch sonntags den ganzen Tag. Die kleinen lernen hier vom fünften Jahre an Alef Bes, die größeren lernen mit ihrem Gott dem Herrn reden und lernen glauben, daß das Erdbeben von einem großen Fisch herrührt, der im Wasser, auf dem die

Welt steht, seine Schwanzflosse bewegt. Am Samstag kann man freilich die tschechische Schule schließen; denn es ist zwecklos, leeren Bänken das Einmaleins beibringen zu wollen. Die Rabbiner haben den tschechischen Herren entsprochen, ohne dabei auf ihre eigenen Rechte zu verzichten: auf Kosten der Kinder. Und wenn neue Herren kommen sollten, werden sie wieder mit ihnen paktieren und ihre Lämmer allenfalls sogar in chinesische Schulen treiben.

Die tschechischen Herren wollen aus den kleinen Chassidim loyale Staatsbürger und gute Tschechen machen. Allein, es wird länger als eine Generation dauern, bevor es überhaupt gelingt, dieses Karpatenvolk in das Zusammenspiel der gemeinsamen Menschenarbeit einzugliedern. Ihr Bewußtsein von der Ausschließlichkeit und ihr Stolz, das auserwählte Volk zu sein, sind allzu verwachsen mit ihrem allerinnersten Sein, ihre schützende Überheblichkeit gegenüber allem Unreinen, das heißt allem Nichtjüdischen, ist allzu unüberwindbar: und wenn der Goj um ein wenig tiefer steht als das Schwein, so steht der treulose Westjude noch tiefer als der Goj.

1932